

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 8

Gießen, Freitag den 27. Februar 1914.

6. Jahrgang

Das Frauenstimmrecht, eine politische Waffe.

Solange die Frauen in der Familie ihren Lebensunterhalt fanden und bei ihrer vielseitigen produktiven Tätigkeit innerhalb der Familie und für diese Kräfte und Talente in vollem Maße entfalten und anwenden konnten, waren ihre Lebenskreise eng; das „Haus ihre Welt“. Das Verlangen nach einem Heraustrreten aus dieser Gebundenheit, in die hinein man geboren wurde, war unbekannt.

Allenfalls in Revolutionszeiten, wenn der allgemeine Freiheitsdrang auch vereinzelt geniale und leidenschaftliche Frauennaturen ergriff, erhoben diese ihre anklagende Stimme und forderten mit begeisternder Beredsamkeit Rechte, die ihnen eine öffentliche und politische Tätigkeit ermöglichen sollten.

Mehr oder weniger blieben sie jedoch „Prediger in der Wüste“; so geistreich, leidenschaftlich und anfeuernd ihre Argumentation auch sein mochte. Der große Revolutionär der kapitalistischen Entwicklung mußte erst die Lebensbedingungen der Frau gründlich wandeln, bevor bei ihr das Verlangen nach politischen Rechten und politischem Einfluß allgemeiner und drängender wurde.

Dieselben gesellschaftlichen Mächte, die sie lehrten, ihren wohlbegründeten Anspruch auf volles Bürgerrecht zu erkennen, lehrten sie gleichfalls dessen Wert und die Notwendigkeit seines Besitzes. Gleich dem Manne in langer Tagesfron an die Maschine gefesselt, auf dem Bau, in der Ziegelei, im Kontor, im Laden, auf dem Felde oder in der Hausindustrie tätig, erkennt die Frau, daß sie des Wahlrechts bedarf zur Sicherung und Erweiterung des Koalitionsrechts, zum Ausbau der Sozialgesetzgebung, zum wirksamen Kampfe gegen den Lohnwucher, der einen nicht geringen Teil ihres sauer erworbenen Lohnes verschlingt, zur Niederrückung des unerfährlichen Vampyr Militarismus usw. —, kurzum, zur Beeinflussung aller gesellschaftlichen Maßnahmen und Einrichtungen, die das Interesse der Frau mit dem öffentlichen Leben verknüpfen. — Am schärfsten fühlt deshalb die Frau das bittere Unrecht und die brennende Schmach ihrer politischen Gelotenschaft bei den Wahlen, bei denen sie in aufgezwingener Passivität verharren muß. Just die Proletarierin, die neben dem kapitalistisch ausgebeuteten Manne im Kampfe um eine hellere Gegenwart und sonnigere Zukunft steht, empfindet so und rüttelt zähneknirschend an den Ketten ihrer Rechtslosigkeit. Gleich dem Manne von der Not des Lebens gepeitscht, gleich ihm von der Erkenntnis des wirtschaftlichen und politischen Geschehens und seiner treibenden Kräfte durchdrungen; gleich ihm freibewußt und sonnenhehnstüchtig: sieht sie sich der wichtigsten Waffe für den Befreiungskampf ihrer Klasse beraubt.

Die Waffe des Wahlrechtes sollte es ihr ermöglichen, Reformen zu erzwingen, die gleichermäßen ihr eigenes Leben und das ihrer Klasse erbellen und deren Kampfesfähigkeit stärken. Das Wahlrecht sollte ihr ferner ein wichtiges Mittel sein zur politischen Erweckung und Erziehung bisher indifferenter. Gerade sie als die doppelt und dreifach Belastete bedarf vor allem des Wahlrechtes zu diesem Doppelpurpose. Als der körperlich schwächere Arbeiter, als der weibliche Mensch, der Sonderaufgaben zu erfüllen hat, ist gerade für die Proletarierin die feste Schranke unerlässlich, die durch Gesetz der

kapitalistischen Ausbeutung gezogen wird, ist für sie das Mittel zur politischen Erweckung ihrer noch gleichgültigen Geschlechtsgenossinnen eine unbedingte Notwendigkeit. Denn sie alle müssen ja mit klarer Einsicht in das Wesen und die Entwicklung des Kapitalismus erfüllt werden und mit dem Willen der inneren Bereitschaft zur Eroberung der politischen Macht. — Je schneller das geschieht, desto leichter wird die Umwandlung der kapitalistischen Ordnung der Dinge in die sozialistische Gesellschaft. Erst der Sieg des Sozialismus wird der Frau die Befreiung von dem Doppeljoch der Lohn- und der Geschlechtsflaverei bringen und damit der Menschheit die Eroberung vollen Menschentums. In dieser Beleuchtung erhält das Frauenwahlrecht erhöhten Wert für die Proletarierin und für die gesamte Arbeiterklasse. Im erbitterten Kampfe mit den reaktionären Mächten, die der Arbeiterklasse aufstieg und Befreiung hemmen und hindern möchten, ist jeder Kämpfer unentbehrlich und die Ausrüstung der Kämpfer mit scharfen und wuchtigen Waffen eine Notwendigkeit. Es stehen deshalb auch nicht nur die Frauen im Kampfe um ihr volles Bürgerrecht, in treuer Waffenbrüderschaft gesellen sich ihnen alle in der Sozialdemokratie zusammengeflohenen Männer zu. Der Kampf um die Eroberung des politischen Wahlrechtes der Frau ist eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialdemokratie. Sie bringt diese Ueberzeugung und den Willen zur Tat erneut zum Ausdruck durch die Veranstaltung unseres diesjährigen Frauentages.

Zur Frage der Geburtenverminderung im Proletariat.

Den Kindern der Armen ergeht es herzlich schlecht. In Berlin ist eine äußerst radikale Idee, dem Kinderelend ein Ende zu machen, aufgetaucht, die Idee, den Kindern den Zutritt zur Welt einfach zu verweigern, sie schon als Wunsch abzuweisen. Die Idee ist zwar nicht neu, auch schon hinlänglich kompromittiert, hat aber doch noch immer, wie die Versammlungen in Berlin beweisen, etwas ungemein Anziehendes. Die Vertrauensseligkeit, daß der liebe Gott zu dem Daserl wohl auch das Graserl schicken werde, wird schon lange nicht mehr gebilligt; auch nicht von den Frommen, was bei diesen wohl durch die ungeläuterten Besitzverhältnisse zu erklären ist, die zwischen den meisten von ihnen und dem lieben Gott herrschen und welche es eben zweifelhaft machen, wer „das Graserl“ eigentlich zu vergeben hat. Ach ja, es muß der europäische Menschheit wieder einmal recht schlecht gehen, da in öffentlicher Versammlung darüber diskutiert wird, ob ihre Reproduktion sich wohl der Mühe verlohne. Wäre der liebe Herr Leichtsin nicht und die wackere Frau Gewohnheit, die Vernunftserwägungen immer brav Widerstand geleistet haben, könnte man völlig dange werden.

... aber hier soll bei uns kein Befinnen sein, denn 's Leben hat so mächtig mit uns vor, woan man sich mit einiger Ueberlegtheit nit verstand.“ Diese Worte, die Anzengruber seine „Trübige“ sagen läßt, fassen den Leichtsin als biologische Notwendigkeit auf und es ist schwer möglich, die Nichtigkeit dieser Auffassung zu befreien. Trotzdem aber ist der Ruf nach Verringerung der Geburtenzahl im Proletariat und der Nachhall, den er gefunden, zweifellos einem tief gefühlten Bedürfnis der Einschränkung der Herrschaft des Leichtsinns entsprungen. Die Massen haben wieder einmal in ihrer Selbsterkenntnis einen Schritt nach vorwärts getan. Sie fühlen ein Manko in sich und sind vielleicht auf dem Wege, zu erkennen, daß ihr ökonomischer Sinn, trotz der Sparsamkeit, zu der die Not sie zwingt, doch noch sehr unentwickelt ist und ihr Verantwortlichkeitsgefühl der kommenden Generation gegenüber auch noch der Vertiefung wartet.

Eine der Gegnerinnen der bewußten Streikabsichten äußerte in einer Versammlung: die Tatsache, daß innerhalb der Arbeiterschaft

eine solche „Frage“ aufzuheben konnte, bewiese, wie sehr es noch an prinzipiell sozialistischer Aufklärung in den Massen fehle. Die Mednerin meinte damit offenbar, daß die kapitalistische Produktionsweise, die eine höchst ungleiche und ungerechte Verteilung der Güter ebenso zur Voraussetzung und Folge hat wie einen steten Ueberfluß an Arbeitskräften, von der arbeitenden Bevölkerung noch immer nicht als eigentliche, als alleinige Ursache der Not erkannt ist. Das dürfte schon richtig sein. Aber ebenso richtig ist, daß die theoretischen Erkenntnisse des Sozialismus, die gewiß in dem Maße an revolutionärer Macht gewinnen, als sie verbreitet werden, erst auf einer gewissen Höhe äußerer und innerer Kultur möglich sind, einer Höhe, wie sie der heute lebende Arbeiterdurchschnitt noch nicht erreicht hat und auch die nächste Generation schwer erreichen wird, wenn mit den Mitteln, die zu ihrer Aufzucht zur Verfügung stehen, nicht besser gewirtschaftet wird als bisher. Aller Fortschritt, jede Höherentwicklung ist gekennzeichnet durch Defonomie, und so wird auch das Proletariat nicht umhin können, den bescheidenen Anteil von materiellen Gütern, den es den herrschenden Klassen abzutrotzen die Macht hat, zweckmäßiger als bis jetzt zu verwenden. Nun sind es aber neben dem Alkoholkonsum, der ein sehr kostspieliges Vergnügen ist, nicht nur weil er das Budget des Arbeiters schwer belastet und keine Werte schafft, sondern weil er vorhandene Werte zerstört, tatsächlich die frühzeitigen und unüberlegten Eheschließungen und der ihnen entspringende Kinderreichtum, was eine ungeheure Verschwendung proletarischer Kraft darstellt. Freilich, wer annimmt, daß nahezu in jedem neugeborenen Arbeiterkind ein zukünftiger Arbeiter, in jedem Arbeiter aber ein Sozialist, also „ein Soldat der Revolution“ stecke, der kann zu dem Schlusse kommen, daß das Hervorbringen möglichst vieler proletarischer Existenzen nur für einzelne Familien ruinös, für die Gesamtheit aber entschieden von Vorteil sein müsse. Diese Rechnung stimmt aber nicht. Aus dem Arbeiterkind kann auch werden: 1. eine Kindesleiche (man kennt die große Kindersterblichkeit in Industriegebieten); 2. ein nur auf seine eigenen Interessen bedachter Mensch, also ein für die Klassenolidarität hoffnungslos verlornener Streber; 3. ein weder auf seine eigenen noch auf die Interessen der Gesamtheit bedachter Mensch, also ein Lumpenproletarier; 4. ein Mensch, der halt gar nichts begreift, schon gar nicht natürlich das komplizierte Gedankensystem des Sozialismus. Daß das Hervorbringen von Kindern für den Frieden eine Verschwendung von Volkskraft ist, braucht nicht bewiesen zu werden. Das liegt auf der Hand. In Wien ist die Kindersterblichkeit in den letzten Jahren zurückgegangen, betrug aber im Jahre 1911 für die Kinder im ersten Lebensjahr noch immer 16, für die Kinder im ersten Jahr fünf 21½ Prozent. Da in Bourneville, der bekannten englischen Gartenstadt, in welcher die Arbeiter in bedeutend besseren materiellen Verhältnissen leben als sonstwo, die Säuglingssterblichkeit nicht ganz acht Prozent beträgt, so kann man annehmen, daß reichlich die Hälfte aller dem Tode geweihten Kinder einfach Ueberzählige des Lohnkapitals sind, die es dem Verwertungsprozess nicht zuzuführen vermag und darum, ein modernes Versacrum, Jahr für Jahr geopfert werden müssen. Geopfert werden müssen, solange dem Arbeiter der Zwang, sich gegebenen Zuständen anpassen zu müssen, von außen kommt, solange er nicht durch bewußte, vernunftgemäße Anpassung selbst ein Faktor in der Gestaltung seiner Lebensverhältnisse wird. Da es nun einmal nicht möglich ist, das kapitalistische Wirtschaftssystem mit seinem so ungerechten Verteilungsmodus über Nacht zu beseitigen, so wäre es doch Sache jedes Arbeiterelternpaares, zu überlegen, wie viele Kinder es mit seinem Pohne wohl halbwegs menschlich großziehen könne, und bei dieser Schätzung möglichst vorwärts zu sein. Dadurch würde sich die Zahl der Existenzen, deren Aufzucht durch das gesamte Proletariat und seinen Gesamtlohn möglich ist, auch ergeben, ohne das der Tod als Regulator funktieren müßte. Es ist ganz unverständlich, wie man dagegen reden kann, wenn die Massen die Neigung zeigen, sich selbst von dieser Kulturhand zu befreien, ohne länger auf das Mitleid oder auch nur die soziale Einsicht der besitzenden Klassen und ihrer Herrschaftsorgane zu warten.

Nun wissen wir aber außerdem, wie es den überlebenden Kindern ergeht, wie bitter notwendig sie den an ungeborenen Kindern zu ersparenden Aufwand von materiellen Opfern, Zeit und Fürsorge brauchen könnten. Die Erziehung, die private und öffentliche, die heute den Kindern des Volkes, gleichgültig, ob sie dem Bauern-, Kleingewerbe- oder Arbeiterstand entstammen, zuteil wird, ist unzulänglich, wenn aus ihnen nichts anderes werden soll als Verwertungsobjekte des Kapitals, die ihm in allen ihren Lebensäußerungen, selbst in ihren physiologischen Funktionen, dienen müssen. Dies beweist das internationale Lumpenproletariat und das aus demselben hervorgehende vulgäre Verbrechertum, das in allen kapitalistischen Staaten üppig gedeiht, aber schließlich doch keine unbedingte Notwendigkeit in ihrem Wirtschaftsbetrieb ist. Aber die Erziehung ist ganz und gar unzulänglich für Menschen, die den berühmten Sprung „aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit“ machen sollen. Je mehr Sorgfalt der Erziehung der Volkjugend gewidmet wird, desto eher sind jene schon angeführten Typen: des Egoisten, des lieblichen Schwächlings, des gedankenlosen Trottel, die weit gefährlichere Feinde der Arbeiterklasse sind als die ganzen stehenden Heere misamt ihren Kanonen, zurückzubringen. Die Partei des fortschrittlichsten Teiles der Arbeiterschaft, die Sozialdemokratie, müßte auch in den Fragen der Jugenderziehung die Führung übernehmen. Die proletarischen Eltern müßten zur Erziehung der Kinder besser unterrichtet, selbst erst erzogen werden. Sie müßten dazu angeleitet werden, erstens ihre Kinder nach pädagogischen Grundsätzen zu behandeln, zweitens der öffentlichen Erziehungspflege, vor allem der Volksschule mehr Auf-

merksamkeit zuzuwenden. Wenn alle Kinder von ihren eigenen Eltern so ernst genommen würden, wie die Erben ihrer Hoffnungen und Bestrebungen genommen zu werden verdienten, hätte zum Beispiel die Wiener Schulverbesserung, die in der Bestellung Leopold Kunschals, des Mannes mit dem dunklen Namen, zum Chef des gesamten Landesschulwesens ihren traurigen Ausdruck findet, niemals Platz greifen können. Würden die Eltern dem Entwicklungsgang ihrer Kinder mehr Beachtung schenken, würde die Gepflogenheit herrschen, sie jeden Tag zu fragen, was sie heute in der Schule gelernt haben, so würden sie mit wachsendem Erfahren und Entsetzen wahrnehmen, wie volkshemd der Geist der Volksschule ist, würden wahrnehmen, wie der Gegensatz zwischen der Darstellung des Lebens, wie sie in der Schule gegeben wird, und den tatsächlichen Erfahrungen des Kindes im Elternhause die Autorität von Lehrer und Eltern tief erschüttern und darum die sittliche Beeinflussung der Kinder ungemein erschweren muß. Es würde ihnen die schädigende Wirkung des konfessionellen Moments in der Schule weit mehr zum Bewußtsein kommen und sie würden in einer ganz anderen Weise als bisher ihre Stimme nach einer besseren Schulgesetzgebung und Verwaltung erheben. Sie würden darauf bestehen, daß man unabhängige, gebildete, nur auf pädagogische Erfolge bedachte Lehrpersonen bestellt und nicht feige, dummkäufliche, streberische Bögelinge flexitaler Lehrerbildungsanstalten, nicht zu Weichwестern ausgebildete Stadtratsstöchter. Auch mit der Volksschule wird ein ungeheurer Betrug am Volke begangen und es wäre die höchste Zeit, daß dieser Betrug allen Interessierten offenkundig würde. Interessiert ist aber die ganze arbeitende Bevölkerung. Die ganze erwachsene Generation müßte sich um die werdende Klummer, muß ihr die Hindernisse ihrer Entwicklung aus dem Wege räumen. Nur so ist jener kulturelle Aufstieg des Proletariats zu erwarten, der für die erhoffte große Umrechnung, für die Neugestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse notwendig ist.

Aber wie ist diese Anteilnahme an dem geistigen Leben der Kinder möglich, wenn in jeder Familie zu viele da sind, wenn die Sorge um ihr leibliches Fortkommen jede andere erschlägt? Alle Versuche, die in jüngster Zeit ja wirklich gemacht werden, die Kinder der Armen und Ärmsten während ihrer schulfreien Zeit unter Aufsicht zu bekommen und sie veredelnden Einflüssen zuzuführen, können zufolge der Masse der Kinder, die in Betracht kommen, nur ganz bescheidene Erfolge aufweisen. Das Wirken unserer „Kinderfreunde“ ist ausgezeichnet. Aber wie viele Kinder werden davon erfasst? Einige hundert in jedem Bezirk, wenns gut geht. Zehntausende aber hocken im engen Verch der elterlichen Behausung oder toben auf den Straßen herum, stiften Schaden oder kommen zu Schaden und schaffen sich gelegentliche Ermahnungen Erwachsener mit einem „Jach o“ oder „Dös acht Ahna an“ „Dr . . . an“ vom Halse. Nun ist nicht anzunehmen, daß derartig vernachlässigte, undisciplinierte Kinder dereinst leicht in das Heer „der Soldaten der Revolution“ jollen einzuzerzieren sein, und die Schwierigkeiten in der Agitation beweisen ja, daß dies eben nicht der Fall ist.

Diesem Zustand aber ist weder mit sentimentalischen Medensarten, noch mit Entrüstungskundgebungen, noch mit Forderungen an die öffentlichen Gewalten, welchen man keinen Nachdruck zu geben vermag, abzuhelfen. Dazu ist vielmehr notwendig, daß sich die Arbeiter mit den Erziehungsaufgaben unserer Zeit, die gewiß andere sind, als sie unseren Altvordern gestellt waren, ernstlich befassen. Das aber erfordert Zeit, Zeit. Man soll deshalb nicht so entrüstet tun, wenn sich die Eltern, zumal die Mütter, ein wenig bequemer machen wollen. Von Bebel ist gesagt worden, daß er bei den Frauen auf äußere Nettigkeit großen Wert legte, daß eine unmordentliche Frau gegen eine starke Antipathie bei ihm aufkommen hatte. Es wäre sehr zu wünschen, daß alle Männer so anspruchsvoll wären, denn wer für äußere Ungerechtigkeiten keinen Sinn hat, der hat ihn für innere wohl auch nicht. Nun stelle man sich aber vor, wie eine Frau, die, sagen wir, nur vier Kinder und einen Mann hat, der den Durchschnittswochenverdienst des Arbeiters, also etwa dreißig Kronen, nach Hause bringt, die sich also im Haushalt durchaus nicht helfen lassen kann, viel eher zu seiner Erhaltung durch gewerbliche Arbeit wird beitragen müssen: man stelle sich vor, wie eine solche Frau ihrer Verpflichtung zur Reinlichkeit nachkommen, dabei aber noch Zeit und Interesse für Kulturaufgaben erübrigen soll. Bei solch einer geplagten Frau ist es schon als überdurchschnittliche geistige Leistung zu werten, wenn ihr die Merkwürdigkeiten ihres sozialen Lebens auffallen. Welch weiter Weg aber ist von dem dumpfen Gefühl, einer Ungerechtigkeit erlegen zu sein, bis zu jener klaren Erkenntnis der Sachlage, die als Massenbewußtsein bezeichnet wird und die die erste — gewiß nicht einzige! — psychologische Vorbedingung des Befreiungskampfes des Proletariats ist! Von den Schwierigkeiten dieses Weges wissen die Männer genug zu erzählen. Die Frauen weniger, weil sie ihn in der Regel nicht machen. Nicht machen können, solange sie so mit Arbeit und Sorge überhäuft sind, wie es noch immer der Fall ist. Man gönne ihnen deshalb doch so viel Zeit, daß sie inne werden können, wieviel an Bildung und Kultur man ihnen vorenthält, und der Dumm in ihnen entstehe, daß ihre Kinder es weiter bringen mögen, und die Fähigkeit, dafür zu wirken. Wenn darüber einige zehntausend Unglücksfinder weniger zur Welt kommen, so schadet das gar nichts. Schließlich kommt es doch nicht auf die Masse der Existenzen an, sondern auf den Inhalt, der sie erfüllt. Genosse Kautsky meint freilich, eine Erhöhung der Qualität der Arbeiterschaft auf Kosten der Quantität wäre von Uebel. Das ist aber durchaus nicht einzusehen. Daß das Proletariat seine Geburtenzahl so herabmindert, daß die Gefahr des Aussterbens entstehen könnte, ist nicht zu befürchten. Wenn aber durch eine mäßige Herabminderung die Verwandlung des ländlichen

und bäuerlichen Proletariats in städtisches und industrielles rascher vor sich geht, so bedeutet dies doch nicht, daß die Arbeiterschaft mit älterer und höherer Kultur in den Bannkreis jener mit niedriger Kultur geraten müsse. Viel eher ist doch das Gegenteil anzunehmen. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung ist es der Geist, der sich den Körper baut. Je stärker der proletarische Geist ist, desto leichter wird er fremde Elemente aufnehmen und sie seinen Zwecken nutzbar machen. Auch der Gefahr der Einwanderung „bedürfnisloser Kulis“ ist wohl leichter mit der Ausrottung der einheimischen Bedürfnislosigkeit als mit der Erzeugung einheimischer Kulis zu begegnen. Ein wahrhaft gebildetes, hochherziges, einigtes Proletariat ist jedem Gegner, jeder Gefahr gewachsen, denn es hat die Macht über die materiellen und geistigen Güter der Erde.

Zimmer müssen die Gescheiten wegen der Dummen, die Beweglichen wegen der Trägen, die Nutigen wegen der Feigen streiten. Ach, beseitigen wir doch die Dummheit, die Trägheit, die Feigheit. Und fangen wir damit, wie sich gehört, beim Kinde an. Es ist doch wahr: was Hännschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr! Was aber sollen die Hännschen lernen und was brauchen die alten Hansen? Was sind die Ziele der Pädagogik und was die Notwendigkeiten des Sozialismus? Ist es nicht die Fähigkeit, seinen Willen dem der Gesamtheit unterzuordnen, ohne die Freiheit des Urteils einzubüßen? Die Fähigkeit, Gesetzgeber und Gesetzesvollstrecker in einer und eigener Person zu sein? Die Fähigkeit, in einem Ganzen auf, aber nicht darin unterzugehen? Man spöttle nicht, daß das die bekannte alte Forderung nach Engelhaftigkeit der Menschen sei, wenn der Sozialismus möglich sein solle. Natürlich ist es unter den gegenwärtigen sozialen Zuständen nicht möglich, alle Menschen auf das gleiche Bildungsniveau zu bringen. Wäre dies der Fall, bräuchten wir ja ihre Veränderung nicht anzustreben. Aber die Sorge, die Volksbildung möchte „auf Kosten der Quantität“ zu rasche Fortschritte machen, können wir doch noch recht lange den Nutznießern der Dummheit überlassen. Es ist vielmehr freudig zu begrüßen, daß die Menne es endlich ablehnt, in der Schaffung und Erhaltung nur pünktlichen Lebens seinen Daseinszweck zu sehen, weil damit die Hoffnung gegeben ist, daß sie dem Geistigen mehr Bedeutung beimessen will als bisher. Trübt diese Hoffnung nicht, so kommt dereinst die Stunde, da von dem ganzen Proletariat gesagt werden kann, was einst auf einen ganz Einzigen, ganz Großen gesagt worden war:

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Josefine Jollsch (Wiener Arbeiterzeitung).

Arbeiterinnenschutz in Deutschland.

Das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands bringt in seiner Nummer vom 24. Januar eine Uebersicht über den deutschen Arbeiterschutz im Jahre 1912, die auf Grund der Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten zusammengestellt ist.

Danach haben die Zuwiderhandlungen gegen die Arbeiterinnenschutzbestimmungen um 2125 abgenommen. Immerhin waren noch 12 000 zu verzeichnen, von diesen betrafen die Beschäftigungsdauer 854, den früheren Samstagabendsschluß 2275, Nacharbeit 252, Mindestruhezeit 71, Beschäftigung von Wächnerinnen 64, Mitgabe von Arbeit nach Hause 54, sonstige Vorschriften 540. Die Vergehen gegen Bestimmungen über Mittagspause, gegen Vorschriften des Bundesrats bezüglich verbotener Beschäftigungen, betr. Pausen und Ruhezeiten, haben sogar zugenommen, sie beliefen sich im ganzen auf 1072.

Betroffen wurden von diesen Zuwiderhandlungen gegen die Gesetze 37 645 Arbeiterinnen gegen über 43 435 im Jahre 1911. Die meisten Vergehen wurden festgestellt im Reinigungsgewerbe 17,1 und im Bekleidungs-gewerbe 16,2 Proz., davon in der Kleider- und Wäschekonfektion 18,8 Prozent. Die Staaten, in denen am häufigsten Außerachtlassen der Arbeiterinnenschutzbestimmungen zu monieren war, sind der Reihenfolge nach: Sachsen-Altenburg (27,4 Proz.), Meckl. v. L. (14,2 Proz.), Bayern (11,9 Proz.), Schwarzburg-Sondershausen (11,5 Proz.), Schwarzburg-Rudolstadt (10,2 Proz.), Oldenburg (9,6 Proz.).

Revidiert wurden im ganzen 170 117 von 311 582 der Aufsicht unterstehenden Betriebe.

Die Ueberstundenarbeit wird immer noch in überreichlichem Maße bewilligt. Im Jahre 1912 wurden 5865 Betriebe an 108 341 Wochentagen außer den Samstagen für 514 697 Arbeiterinnen zusammen 6 509 192 Ueberstunden gestattet. Das macht im Durchschnitt auf jeden der betreffenden Betriebe 1109,8 Ueberstunden. Die Ueberarbeitstage haben im Jahre 1912 abgenommen, die Ueberstunden jedoch um 4 823 80 zugenommen, und unter den Staaten, in denen die Ueberstunden erheblich zugenommen haben, steht Preußen mit 270 557 an der Spitze. Dann folgen

Sachsen-Altenburg, Baden, Bayern, Sachsen-Altenburg, Württemberg, Hessen, Braunschweig, Sachsen-Weimar und Meckl. v. L.

Während die Ueberarbeit an den Samstagen im ganzen zurückgegangen ist, muß für die Metallverarbeitung festgestellt werden, daß der frühe Arbeitsschluß durch die bewilligten Ausnahmen fast ganz aufgehoben wird. In den erfahnten Betrieben hatte je die Arbeiterin an je dem Samstag 2,5 Stunden Ueberarbeit zu leisten.

Diese Zahlen beweisen aufs deutlichste, wie sehr es die Unternehmer verstehen, den gesetzlich gewährleisteten Arbeiterinnenschutz zu einem guten Teil illusorisch zu machen. Es muß immer mehr darauf geachtet werden, daß nicht die Bewilligung von Ausnahmen die Regel wird, und den Aufsichtsbehörden mühte ins Gedächtnis zurückgeführt werden, daß der zeitige Samstagabendsschluß das beste Mittel ist, um den Arbeiterfamilien eine geordnete Häuslichkeit und den Frauen eine wirkliche Ruhe am Sonntag zu sichern. Mit jeder Ausnahmegewilligung veründigt man sich an der Gesundheit der Ehefrauen, an den Trägerinnen kommender Generationen.

Die organisierten Arbeiterinnen müssen der außerordentlich bedauernswerten Nachgiebigkeit der Aufsichtsbehörden die Forderung des gänzlich freien Samstagnachmittags entgegensetzen. Wo bleiben Regierung, Ärzte, Nationalökonomien und Sozialpolitiker, die immer wieder predigen, daß die Frau dem Haus erhalten bleiben müsse? Ihre Worte müssen als Heuchelei angesehen werden, solange sie nicht dagegen protestieren, daß Tausende von Frauen die gesetzlich zugestandene Freizeit verkürzt wird, nur weil der Unternehmer keinen Schaden erleiden soll.

Der verdammte Nähtisch.

Ich darf wohl behaupten: niemals wurde ein Nähtischchen so beschimpft — ich meine natürlich ein sehr nettes, altes Nähtischchen, eines aus der Zeit Ludwigs des Fünftehten, eines mit rosa und weißer Einlegearbeit — niemals wurde, sage ich, ein Nähtischchen so beschimpft, verflucht, verdammt, vermaledeit, zu allen Teufeln gewünscht, und zwar so unbarmherzig zu allen Teufeln gewünscht wie jenes mein altes Nähtischchen, das ich von meiner Großmutter geerbt hatte. Ich erwachte nämlich eines Morgens am Piräus, der ist in Griechenland, wenn es jemand nicht wissen sollte, und dachte an mein Nähtischchen.

Das alles ist ja klar und verständlich. Wer aber, mich ausgenommen, vermöchte zu erklären, warum ich mit einer stehenden Hand durch meine Haare fuhr? Warum rief ich aus: „Verdammt! Verdammt noch einmal und immer wieder!“

Ich will daraus fernerhin kein Geheimnis mehr machen:

Ich war sehr glücklich — in vergangener Zeit —, denn ich wurde von der anbetungswürdigsten Frau geliebt. Zwei Jahre lang hatte ich sie „mein angebeteter Engel“, „Frau meiner Träume“ genannt, aber am Ende des zweiten Jahres gestattete ich einem meiner Freunde, an mich die Anfrage zu stellen, ob ich nicht sehr blöde gewesen sei.

Sie sendete mir meine Briefe zurück und reiste fort. Ich war nicht einmal gewissenhaft genug, um ihr ihre eigenen Briefe zurückzusenden. Ich legte ganz einfach ihre und meine Briefe in eine kleine Kade des Nähtischchens. Dies nun war der aufregende Tatbestand.

Das alte Nähtischchen steht in meinem Zimmer, mein Zimmer befindet sich im Hause meiner Mutter, das Haus meiner Mutter steht mitten in der Provence, die Provence liegt achthundert Meilen von dem Orte entfernt, an dem ich mich befand. Und ich war einst abgereist, ohne jene Erinnerungen an die Vergangenheit zu vernichten.

Als ich in einem versteckten Winkel der Wandelgänge meines Gehirns diese plötzliche Entdeckung machte, schnellte mich die Ueber-raschung empor und, um es zu verstehen, die Schmach. Meine Leichtfertigkeit konnte eine Frau für immer dem Tratsch ausliefern. Ich hatte die einfaches, selbstverständliche Pflicht jedes Mannes verlehrt: die Diskretion. Nun, ich benahm mich als Held! Ich lief zum Hafen, stürzte mich in das erste Schiff, das nach Marseille fuhr, kurz; ich schoß mich nach der Richtung Frankreich ab. Hätte ich anders mich verhalten dürfen? Durch mein Verschulden konnte das Schicksal einer Frau besiegelt werden, die kein anderes Verbrechen begangen hatte, als mich zu lieben.

Wohlgemerkt nach der Entdeckung meiner Erinnerung schellte ich am Gitter des Landhauses meiner Mutter.

Das Leben ist kurz, ich will also nicht alle Ausrufe der Ueber-raschung wiederholen, die meine unerwartete Ankunft hervorrief. Ich will darüber so schnell hinweggehen wie damals, wo ich unter der atemraubenden Umarmung meiner lieben Mutter nach Puff ringend rief:

„Wüßtet Ihr so freundlich sein, mein Gepäck in mein Zimmer bringen zu lassen!“

„Gewiß, liebes Kind, du mußt ja sehr müde sein. Bertha.“ Jagte sie zu dem Hausmädchen gewendet, „bringen Sie das Gepäck meines Sohnes in das blaue Zimmer.“

„Verzeih, Mama, aber das grüne Zimmer ist doch mein . . .“

„Es war dein Zimmer.“

Es stellte sich heraus, daß mein Zimmer, mein ehemaliges Zimmer, nunmehr von meiner reizenden Cousine Gabriele, der reizendsten aller Cousinen, bewohnt wurde.

„Jawohl! Sie war unser Gast. Ihr war es gegeben, in allen Räden herumzustöbern.“

So geht es einem, wenn man Unglück hat.

Immerhin, sie war lustig, vertrauensvoll und ahnungslos und gab mir etwas schüchtern die Hand. Meiner Beobachtungsgabe entlang es nicht, daß sie dabei reizend ansah. Sie reichte mir die Hand und sagte:

„Guten Tag, Herr Cousin!“

Ich gestehe, daß mein Gesicht in jenem Augenblick wohl den Ausdruck vollständiger Verwirrung haben mußte. Ich betrachtete sie und wollte in ihren klaren Augen lesen. Dieses Mädchen besaß eine vollendete Verstellungsgabe, das war der Schluß, zu dem ich kam. Sie weiß ihre Augen wohl zu beherrschen. Hat sie meine Briefe gelesen oder hat sie sie nicht gelesen? Natürlich hat sie sie gelesen. Bei meinem Pech! Solch eine Komödiantin!

Was mochte sie wohl denken? Denn, unter uns gesagt, jene Dame hat mich wirklich geliebt. Ohne zu übertreiben: in ihren Briefen gab es leidenschaftliche Ausbrüche wie „O!“ und „Ah!“ und oft zahlreiche Aufseiden hintereinander.

Sollte Gabriele dies alles gelesen haben und dennoch mit diesem Geleichen mir die Hand bieten können und die Worte sprechen: „Guten Tag, Cousin Georg!“ Sie aber tat es, gab mir ihre frische, kleine, junge Hand und fragte mich:

„Wollen Sie nicht sehen, wie hübsch ich Ihr Zimmer hergerichtet habe?“

Ich war gerettet!

Ich glaubte, gerettet zu sein; aber ich war es nicht. Allerdings wurde ich von ihr in ein Zimmer geführt, das mein Zimmer war und dennoch nicht nach Tabak roch. Da standen alle meine alten, wohlbekannten Möbel und auch das alte Nähtischchen stand da.

Jawohl, das war mein Zimmer. Und dennoch war es mein Zimmer nicht. Statt Unordnung herrschte Ordnung, mein liebes altes Nähtischchen war ein versuchter Nähtisch geworden, und was das Wichtigste an meinem Zimmer gewesen war, daß ich darin sein konnte, das war nun ganz und gar nicht mehr der Fall.

Aber ein Blick auf den Nähtisch ließ meiner Phantasie Flügel wachsen.

„Wie dürstig man auf solch einer Reise wird! Könnte ich ein Glas Wasser haben, liebe Cousine?“

Sie lächelte und sah auf eine Wasserflasche, die auf dem Tische stand. Ich aber, schlauer Teufel, der ich bin, ich hatte schon früher bemerkt, daß die Flasche leer war.

Sie verließ das Zimmer.

Ich lief zum Nähtischchen; da war jene Lade. Ich wagte kaum, sie zu öffnen. Ich öffnete sie aber doch. Und die Briefe waren nicht darin.

Meine Cousine war zurückgekommen, sie brachte mir Wasser, zeigte mir ein Album und sagte mancherlei, was mich weniger interessierte als der vermutliche Aufenthaltsort meiner Briefe. Aber es war sehr nett, was sie sagte.

Später traf ich meine Tante auf der Treppe. Die gute Tante. Sie hatte keine Ahnung, daß mein Leichtsinns ihrer Tochter zu einer Lektüre verholten hatte, mit der sie nicht einverstanden gewesen wäre, einer gefährlichen Lektüre mit „O!“ und „Ah!“ und Aufseiden.

Sie hatte doch eine Ahnung. Sie zog mich in ihr Zimmer, öffnete eine Lade und gab mir meine Briefe.

„Ich habe glücklicherweise“, begann sie, „einige Erfahrung. Bevor ich ein junges Mädchen in ein Zimmer einziehen lasse, das kurz vorher ein junger Mann von deinem Alter bewohnt hat, halte ich sorgfältig Umschau.“

Ich fiel ihr um den Hals, glücklich und endgültig gerettet.

Acht Tage vergingen.

Als ich mich eines Morgens erhob, bemerkte ich ein Papier, das anscheinend zwischen Tür und Fußboden in mein Zimmer geschoben worden war. Ein Brief also. Ich las:

„Lieber Cousin! Warum sagen Sie das alles nicht meiner Mama?“

Ein Rätsel! „Das alles?“ Was denn? Ich hatte ja gar nichts gesagt! Was sollte ich denn der Mama wiederholen? „Lieber Cousin! — es war also meine Cousine, die mir schrieb. Das machte die Sache allerdings nicht klarer.“

Ich erspähe Gabriele auf der Stiege, ich will ihr ein Wort sagen. Sie aber errotet, senkt den Kopf und sagt:

„Nehmen Sie Ihren Brief zurück und sprechen Sie mit Mama!“

Jawohl, das war meine Schrift, das war ein Brief von mir, es war mein Stil:

„Sie sind bewundernswürdig und ich bewundere Sie! Wollen Sie mir erlauben, Ihnen mein Leben zu weihen? Ein Wort und ich stürze zu Ihren Füßen.“

Das war der erste Brief, den ich an die Dame meiner vergeblichen Träume gerichtet hatte. Dieser Brief hatte sich in einer

Spalte der Lade des Nähtischchens den Blicken meiner Tante verborgen. Gabriele hatte ihn gefunden und beantwortet.

Ich habe mit Mama gesprochen und Gabriele geheiratet.

Drei nach Jules Vermina.

Aus Welt und Leben.

Schönheitsmittel aus der guten alten Zeit. Solange es Frauen gibt, die etwas auf vorteilhaftes Aussehen halten, haben sie auch Mittelchen und Wege gesucht, um ihrer Schönheit einen höheren Glanz zu verleihen. Es gibt eine ganze Literatur von Rezeptsbüchern dieser Art in der deutschen Vergangenheit, aus denen Hans Pöfner in der Dame amüsante Einzelheiten mittelte. Die deutschen Schönen in der guten alten Zeit hatten allerlei Entschuldigungen für diese unfrommen Werke bei der Hand und wiesen auf die Bibel selbst hin, wo schon davon die Rede sei: „Die Hylige Schrift selbst redet von Judith und von Esther, daß sie sich mit köstlichem Wasser gewaschen, sich gesalbet und herrlich gepuget, damit sie schön ausgesehen. Ist es demnach keine Sünde, sich nett und reinlich zu halten.“ Auch wird es als moralisch gepriesen, daß eine Frau sich möglichst schön mache, damit sie dadurch ihren Mann von „schuldiger Liebe anderwärts“ abhalte. Die Rezepte, die im einzelnen gegeben wurden, dürften allerdings heute keinen Beifall finden. Zur Erzielung eines schönen reinen Teints wird z. B. in der weit verbreiteten Schatzkammer folgende eigenartige Schönheitspaste angegeben: „Nehmet weiß Wachs vier Unzen, Biegenfett, Wallrath, jedes zwei Unzen, Campher eine Unze, laßt alles zusammen schmelzen und durchsiebet eure Tücher damit. Man nimmt auch schöne Holländische rohe Leinwand, tunkt solche etliche mal in durchgeseiget Trostschalk-Pflaster, daß es allezeit wieder trocken werde, wenn es zuzeit ganz trocken, zerläßt man weißes Wachs ein halbes Pfund, Pomade zwey Loth, Wallrath zwey Quentgen, Campher sieben Gran, wohl gemischt und den Campher zuletzt, wenn man es vom Feuer nimmt, darunter gethan; mit dieser Mixtur wird die Leinwand, vermittelt eines großen und weichen Pinsels, auf einer Seite, nach dem Gesichte zu, bestrichen, und wenn es kalt und hart ist, mit einem andern reinen Tüchlein gerieben und poliert. Solche Masquen kühlen die rothen Gesichte, machen die Haut weich und zarte.“ Als Schutz gegen rauhe Luft und Sonnenbrand wird empfohlen: „Schengalle, nach und nach an der Sonne getrocknet, und die Tinktur mit Branntwein ausgezogen,“ oder „bittere Mandeln frühe nüchtern gekäut und sich damit gerieben.“ In dem medizinischen Werke David Friedels, der im 21. Hauptteil auch wichtige kosmetische Ratschläge erteilt, wird vor allzuviel Essen und Trinken gewarnt und ebenso vor — der Seife, da sie „vor der Zeit runzlicht und schäbig“ mache. Ein beliebtes Schönheitswasser wird also hergestellt: „Nehmet ein junggeschlachtetes und ausgeweidetes Span-Färdlein, zerhackt es ganz klein, thut es in ein gläsernes Brennzug, giehet ein paar Maß Spanisches Wein darüber, thut dazu geröstene Schnecken ein Maß, drey Zitronen und acht Loth Zuckercand, destilliert es, leget Goldblätgen darein, und setet es drey Wochen an die Sonn.“

Für Haus und Hof.

Die Prüfung der Eier. Zur Unterdrückung von Mißthänden auf dem Gebiet des Eierhandels hat der Berliner Polizeipräsident auf Veranlassung des preussischen Ministeriums des Innern, des Handels und der Landwirtschaft eine schärfere Kontrolle eingeführt, die sich gut bewährt hat. Die mit der Aufsicht über den Markt- und Ladenverkehr beauftragten Beamten der Polizei sind mit kleinen heizbaren Apparaten zur Durchleuchtung der Eier ausgerüstet worden, mit deren Hilfe es bei einiger Übung leicht und schnell gelingt, Veränderungen des Eiinhalts, wie Eintrocknung, Fäulnis, Zerjagung durch Schimmelpilz usw. festzustellen. Außerdem wird die Prüfung durch den Geruch zur Ermittlung dumpfiger und heuiger Eier mit herangezogen, die mittelst Durchleuchtens mangels sonstiger Veränderungen nicht erkannt werden können. Das Vorgehen hat den Erfolg gehabt, nicht nur das Publikum gegen Uebervorteilungen und Täuschungen (Verkauf von ausgetrockneten Eiern, Kühlhaus-Eiern als vollfrische Eier, Verkauf in Zerjagung begriffener Eier als frische) besser zu schützen, sondern auch dazu geführt, daß die Eierhändler selbst, um sich vor Lieferung schlechter Eier und polizeilichen Beanstandungen zu bewahren, sich des Durchleuchtungsverfahrens zur Prüfung ihrer Ware bedienen. Das preussische Ministerium des Innern gibt in dem Erlaß anheim, wenn in einem Bezirk das Bedürfnis nach einer schärferen Uebervachung des Eierhandels vorhanden ist, was namentlich in den größeren Städten der Fall ist, wo ausländische, daher meist ältere Eier oder Kühlhausware zur Deckung des Bedarfs mit herangezogen werden müssen, das angegebene Verfahren der Kontrolle einzuführen.